

Bonin (Hans Werder) unterhielt mich eine geschlagene Stunde über das Verbrechen, die deutsche Druckschrift fallen zu lassen, und weinte fast, wenn jemand Vorzüge der lateinischen Schrift hervorhob; schließlich gab sie mir ihre Visitenkarte, damit ich sie auf ihrem pommerischen Gut besuchen könnte. Diese Visitenkarte war lateinisch gedruckt... — Augenblicklich habe ich eine Arbeit vor, die mich ganz in Atem hält. Als ich nämlich die vorläufig letzte meiner Bismarcknovellen in Angriff nahm, fand ich darin einen ungemein dramatischen Stoff vor, und jetzt stecke ich mitten in den Vorarbeiten für eine Tragödie: „Klaus Bismarck, Kanzler der Mark“.

Eine Aufführung dieses Dramas kam Ende des Jahres in Koburg zustande und hatte großen Erfolg. Die Freude darüber klingt in vielen Briefen wieder. Oldenburg folgte zu Anfang des Jahres mit einer Aufführung. Walter Fler sah seine Lebensstraße geebnet und aufwärts gerichtet vor sich, da kam der Krieg. Sogleich meldet er sich freiwillig, obwohl im Frieden als untauglich zurückgestellt, und zog ins Feld. Seine inneren und äußeren Erlebnisse während der drei Jahre im Felde sind in der nun beginnenden ununterbrochenen Folge seiner Briefe vollständig aufgezeichnet, sie sind ebenso ergreifend wie geistig bedeutend, innig besonders die vielen an die Mutter. Der Krieg war, sagt der Herausgeber dieser Briefe, Eggert-Windegg, treffend, für Walter Fler eine sittliche Idee, unbeschadet der vollen Erkenntnis seines Elendes und Grauens, und in den Dienst dieser Idee hat er vom ersten Tag an bis zum letzten alle seine Kräfte gestellt, auch seine dichterischen. Mit ihnen suchte und fand er die lebendige Wirkung auf Tausende.“

Diese Briefe gehören zu den schönsten, die aus dem Schützengraben des Weltkrieges geschrieben sind: „Kriegsbilder bald von furchtbarer und doch herrlicher Schönheit, bald von idyllischem Reiz, köstliche Zartheiten, wie die Epistel von dem im Mondschein vor dem Feinde für die Mutter gepflückten Veilchen, oder wie von den Singvögeln vor dem Schützengraben, die ergreifende Antwort auf des „lieben, lieben Bekleins“ Tod (seines Bruders), die von Seelengröße erfüllte Nachricht an die Eltern Ernst Wurchers über den Heldentod ihres Sohnes und so fort, bis zu der letzten, dem Burschen diktierten Nachricht, mit welcher der Sterbende die Eltern zu beruhigen sucht — es ist nichts Einzelnes in diesem Buch, es ist alles festgefügtster Teil eines einheitlichen Erlebens.“

Aus dem Schützengraben bei Sporn-Enge schreibt er am 29. Oktober 1915 an seine Eltern:

„Es ist eben drei Uhr nachts, und ich habe also in meinem kleinen Schützengrabenunterstand sehr gemütlich Zeit, Euch zu schreiben, wenn ich auch meine Aufmerksamkeit zwischen der Unterhaltung mit Euch und dem Telephon teilen muß. Als Kompagnieführer darf ich natürlich nachts kein Auge zutun, und so verfüge ich dank dieser segensreichen Bestimmung und den dreizehnstündigen Winternächten mit anschließendem Nebel über außerordentlich reichlich bemessene Zeit. Die soll einmal dem Geplauder mit Euch zugute kommen, wenn mich nicht irgend welche mehr oder weniger blödsinnige Meldung eines meiner sträflich vielen und mit den sonderbarsten Augen und Ohren begabten Posten und Patrouillen an die frische Luft ruft. Bis zur nächsten Störung („Herr Leutnant —! Die Russen kommen!“ — Ach, Uderstadt, das ist doch sicher wieder Quatsch!“ — Nein, nein, Herr Leutnant —! Eine große Schützenlinie!“ — Na, denn los, Unglückswurm, da müssen wir schon mal nachsehen!“ Fortsetzung draußen: „Na, wo denn?“ — Aber, Herr Leutnant, eben! Ganz bestimmt, eben —!“ — Oller Duffel! Rückkehr in den Unterstand), also bis zur nächsten, dieser sporadisch wiederkehrenden Störungen sitze ich recht behaglich in meinem kleinen Unterstand. Der Raum ist schrappnell-sicher in den harten roten Ton gegraben, mit Balken eingedeckt und mit Erde beworfen, er hat 2x3 Meter, ein gemauertes Deschen, auf dem mein Bursche Quadde sogar kocht und brät, einen roten Samtfessel (!) aus dem

Schlößchen Mal-Sporn, ein Zwei-Etagen-Lager für mich und den Burschen, ein Wackeltischchen, eine Bank, einen Stapel von Holzvorräten, Koffer und Wäschesack und einen abenteuerlichen Riesenhaufen von Papieren, die dem militärischen St. Bureaukratismus lieb und teuer sind, und mit denen ich kraft der mir eigenen peinlichen Ordnungsliebe zu schalten pflege. Es ist unglaublich, was sich alles zwangslös auf sechs Quadratmeter Raum zusammenzwängen läßt. Sogar Besuch kann ich unterbringen.“

Eine der wertvollsten Stellen aus diesen Briefen ist das Bekenntnis, das er ein halbes Jahr vor seinem Tode Frau FINE Hüls gegenüber ausspricht: „Was ich von der ‚Ewigkeit des deutschen Volkes‘ und von der welterslösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurcher gesagt haben würde, im Heldentod eines Volkes verwirklichen kann. Ich war nie ein alldeutscher Parteidichter, für den man mich vielerorts hält, und ich gestehe, daß mein politisches Denken nicht so klar ist, daß es nicht im Nachdenken über die notwendigen inneren und äußeren politischen Ziele schwankte. Eine klare Grenze des Denkens habe ich freilich immer festgehalten: Ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volk erreicht und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder frei macht und auf seine nackteste Form zurückschraubt. Auch hat das Wort Bruder zu tiefen Klang für mich, als daß ich es an Südfrauzosen und Kosaken vergeuden möchte. Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie vordem kein Volk gesehen hat. Glücklicherweise jeder, der auf diesem Gipfel gestanden hat und nicht wieder herabzustiegen brauchte. Die Nachgeborenen des eigenen und fremder Völker werden die Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärtschreiten.“

Das ist mein Glaube und mein Stolz und mein Glück, das mich allen persönlichen Sorgen entreißt.“

## Der Aufbau des Triasgebirges in Vorarlberg.

Von Stefan Müller.

### 6. Die Sulzfluh-Silbrettadecke.

Die Tektonik der Silbretta-Sulzfluhdecke unterscheidet sich in zwei wichtigen Punkten von der Tektonik der ostalpinen Decke: einmal ist sie von Süden her entstanden, diese von Norden; dementsprechend hat jene nordfallende Elemente erzeugt, diese südfallende. Zum zweiten schwenkt die Silbretta-Sulzfluhdecke aus der West-Ost-Richtung in die Nord-Süd-Richtung um, entfernt sich daher bald aus dem Bereiche der ostalpinen Decke. Nordfallende Bauelemente, die in östlicher Richtung nach Südoften abschwenken, gehören demnach noch zur Silbrettadecke und sind von ihr dominierend beeinflusst. Wihin gehören die Davenna, das Liegendgerölle Kunggelin-Dalaas, der Südsügel der Lechtalmulde westlich der Freiburger Hütte und die Formarinförderung noch zur Silbrettadecke. Diese Zugehörigkeit ist jedoch in rein mechanischem Sinne zu verstehen, d. h. diese tektonischen Elemente sind von demselben mechanischen Schube erzeugt worden, wie die übrige Silbrettadecke. In faktischer Hinsicht hingegen ist zwischen diesem Teile der Silbrettadecke und der ostalpinen Decke kein irgendwie ins Gewicht fallender Unterschied.

Am dem Aufbau beider Decken nimmt das Kristallin hervorragenden Anteil, an der einen das Ferball, an der anderen die Silbretta; es ist notwendig, hier die mechanische Rolle, die das Kristallin bei dem Aufbau der

Decken spielt, wenigstens grundsätzlich auseinanderzusetzen.

Stellen wir uns die Schichtentafeln in ungeförtem Zustande vor; unter ihnen befindet sich eine mehr oder weniger horizontale Fläche, die alte Abtragsfläche, unter welcher nun das Kristallin mit ganz anderem Streichen und Fallen liegt, das, wie gesagt, nach oben rücksichtslos durch die alte Abtragsfläche abgeschnitten wird. Wenn nun die gebirgsbildende Kraft vom Tage her in die Schichtentafel hereingreift und sie von ihrer Unterlage ablöst und zusammenschiebt, so wird sie nur dann Gelegenheit haben, noch tiefer zu greifen und auch kristalline Schichten zu erfassen, wenn deren Schichtklüfte in derselben Richtung einfallen, wie die Kraft wirkt, wenn also der Zusammenschub der hangenden Schichtentafel gegen den Strich ihrer Unterlage erfolgt. Tritt dieser Fall ein, so werden nun die von der gebirgsbildenden Kraft erfaßten Schichten steiler aufgestellt, als sie bisher lagen und können nun, da sie jetzt weniger Platz brauchen als bisher, weiter zusammengeschoben werden. Fielen z. B. die kristallinen Schichten mit 20 Grad in der Richtung ein, in welcher die gebirgsbildende Kraft wirkte und wurden sie dann bis zu etwa 70 Grad versteilt, so konnten sie hierbei bis auf rund die Hälfte ihres bisherigen Raumbedarfes eingeengt werden. Die alte Abtragsfläche wird durch dieses Aufrichten des kristallinen Schichtenbündels in viele Teile zerschnitten, die nun mit 50 Grad in der genannten Richtung einfallen. Wir wollen uns das an einem Beispiele verdeutlichen. Denken wir uns einen Stoß parallel liegender Bretter schief gelegt, so daß sie mit den besagten 20 Grad in irgend einer Richtung fallen; es ist dabei gleichgültig, ob die Bretter mit einer langen oder einer kurzen Schmalkante aufruben. Oben aber sollen die Bretter horizontal abgefäht sein, so daß sie eine Ebene bilden, die wir uns mit einem Anstrich versehen denken. Und nun richten wir die Bretter in der gleichen Richtung, in der sie bisher einfielen, steiler und immer steiler auf, bis sie nun mit 70 Grad einfallen und schieben sie auch wieder zu einem Bündel zusammen, so daß ein Brett an das andere anschließt. Nun bildet, wenn wir jetzt die Bretter von oben betrachten, die mit dem Anstrich versehene Ebene keine Ebene mehr, sondern ein Auf und Ab, das wie Sägezähne aussieht, da jedes einzelne Brett nun mit einem Keile nach oben endet; durch das Aufrichten wurde der farbige Anstrich in eine Anzahl farbiger Streifen zerlegt, die nun mit 50 Grad in der allgemeinen Fallrichtung einfallen. Ein solches Bündel versteilter kristalliner Gesteinstafeln stellt das Fervall dar, auch das Nar- und Gotthardmassiv oder das Montblancmassiv sind solche Fälle; wo die hangende Gesteinstafel bei dieser Aufrichtung oben blieb, wurde sie in eine Anzahl schief liegender (südfallender) Streifen zerschnitten, wie an den Enden der genannten schweizerischen Massivie zu sehen ist; wo sie aber bei dem Vorgang des Versteilens ins Gleiten kamen, liegen sie in Falten gehäuft zu Füßen des Massivs.

Es ist leicht einzusehen, daß bei einem solchen Vorgang die absolute Richtung des Zusammenschubes mit Sicherheit angegeben werden kann. Kam der Schub von Norden her, wie in allen den genannten Fällen, so wurden hiedurch in der hangenden Sedimenttafel südfallende Bauelemente erzeugt, kam er vom Süden, wie im Falle der Sulzfluh—Silbretta, so bildeten nordfallende Sedimentstreifen das Ergebnis — natürlich soweit die Sedimente nicht abgeglitten waren.

Wenn dies richtig ist, so fielen also ehemals die kristallinen Schichten unter der ostalpinen Schichtentafel nach Süden, jene unter der Sulzfluh Tafel aber nach Norden, bildeten also eine Art Mulde; in der Tat finden wir das Kristallin in der Davenna, also etwa in der Mitte zwischen beiden Tafeln nahezu gleichgelagert wie die Sedimente, ebenedem also horizontal; ferner wissen wir, daß das Kristallin im nahen Osten, im Paznauntal, eine gegen Westen streichende Mulde bildet.



Antilopen Holzschnitt von E. Linkenbach

Hier seien auch noch ein paar Worte den sogenannten Fehlzonen gewidmet. Wenn man nämlich versucht, die abgeglittenen Sedimentmassen solcher kristalliner Massivie — Fächermassive — in Gedanken wieder in ihren Ausgangsraum zurückzuberufen, so macht man die Erfahrung, daß der hierfür vorhandene Raum nicht genügt, daher der Ausdruck Fehlzone. Zur Vermeidung dieser Schwierigkeit nahm man zum Teil an, die Gesteine des fehlenden Raumes seien ausgequetscht worden und lägen nun in Form von großen Liegfalten vor, zum anderen Teil gelangte man zur Ansicht, die Gesteine der Fehlzone seien nach innen, also ins Erdinnere abgezogen worden — beides in hohem Grade bedenkliche Anschauungen, da wir von solchen Vorgängen nicht das geringste wissen; beides sind also wiederum zweifellose ad hoc—Annahmen. Nimmt man aber, wie dies hier geschehen ist, eine Verteilung schief liegender, oben von einer Abtragsfläche abgeschnittener kristalliner Schichten an, so sieht man klar, warum jetzt das fertige Fächermassiv zu wenig Platz für die hangende Schichtentafel bietet: die alte Ablagerungsfläche ist eben zerschnitten und die einzelnen Streifen sind gleichfalls steiler aufgestellt worden, so daß deren Projektion auf die Horizontalebene beträchtlich schmaler ist als sie ehemals war.

Wir kehren zurück zu dem Profil der Gamsfreihöhe; diese ist also eine durch eine ältere Faltung versteifte Scholle, die für den ostalpinen Schub kaum mehr angreifbar war; dieser Schub glitt vielmehr an dem Hindernis ab, geriet also aus der ursprünglichen Nord—Süd—Richtung in die Süd—Ost—Richtung, begünstigt durch den Verlauf der Formarinstörung und wandte sich dann weiterhin gegen Osten.

Die hier aufgedeckten Zusammenhänge lassen klar erkennen, daß der ostalpine Deckenschub von Osten nach Westen voranschritt, daß er also im Osten früher wirkte als im Westen; im umgekehrten Falle müßte das Kloster-taler Triasgebirge ganz anders aussehen.

Es wurde ausgeführt, daß die Gamsfreihöhe zur Sulzfluhdecke gehöre, während der Bereich der Keller Spitze bereits Flyschtektonik aufweise; ist also hier die ostalpine Decke schon zu Ende?

Wenn wir von Osten her die Grenze zwischen der ostalpinen Trias und dem Flysch verfolgen, so gewahren wir, daß der Flysch überall mit mittelsteilem bis steilem Einfallen unter die Trias taucht, und zwar ist es fast immer der Hauptdolomit, der mit dem Flysch zusammenstößt. Da nun die gebirgsbildende Kraft in der Richtung der Tangente zur Erdoberfläche wirkt, kann der ost-

alpine Deckenschub nicht gleich an dem Hauptdolomit angelegt haben, sondern er muß ja auch alle die jüngeren Schichten durchfahren haben, die damals schon abgelagert waren. Der Stirnrand jeder Decke muß demnach aus einer Anhäufung der jüngstbetroffenen Schichten bestehen; in unserem Falle kann diese Anhäufung nur aus der Flyschzone bestehen, die mithin den eigentlichen Stirnrand der ostalpinen Decke darstellt. Der Flysch gehört also zu der ostalpinen Decke dazu und wir sehen dies dort, wo die Allgäuer Schuppen gegen Westen enden, deutlich genug. Wir sehen hier nämlich den Flysch nicht nur am Nordrand der Trias, sondern wir sehen ihn auch zwischen die triadischen Bauelemente hineingreifen; am Nordfuß der Wangspitze bei Buchboden, an der Wandfluh, ja sogar zwischen der Roten Wand und der Hirschenspitze sehen wir ihn zwischen den Schuppen auftauchen, immer in einer Lage, daß man ihn auch als normales Hangend der Wandfluhschuppe auffassen kann.

Der Flysch füllt ferner das Halbfenster der Partnomalpe, das ist der Raum zwischen der bei Garsella endenden Allgäuerschuppe und dem Zuge der Wandfluh; er tritt aber auch in Nüziders unter derselben Wandfluhschuppe zutage, er ist eben mit einem Worte an dem ostalpinen Deckenschube mitbeteiligt, wie man sofort erkennt, wenn man sich von dem Dogma des allgemeinen Süd-Nord-Schubes der ganzen Alpen freigemacht hat.

Das Gebiet des ostalpinen Deckenschubes endet also an der Gamsfreiheit noch nicht, obwohl es sich schon hier sowohl vom Norden als vom Süden her stark verschmälert: vom Norden her durch das Auskeilen einzelner Schuppen, vom Süden her durch das Ende des Ferballkristallins. Aber außer diesem Zuspitzen der Decke gegen den Rhein hin ragt noch von Süden her eine keilförmige Masse in ihr Gebiet herein, die Sulzfluhdecke, deren westliche Grenze etwa vom Tiefensattel ziemlich geradlinig zum Gafalljoch zieht. Westlich dieser Linie haben wir also wieder ostalpines Deckengebiet, den Kätikon, den wir nun noch betrachten wollen.

## Bettere Gde.

### Die freiwillige Feuerwehr von Frigidenau

pfeift auf dem letzten Loche. Die Spritze ist verrostet, die Schläuche sind geplatzt, die Leitern haben nur noch drei Sprossen und der Pumpenschwengel ist abgebrochen. Wenn es in Frigidenau brennt, bleibt die freiwillige Feuerwehr besser weit weg. Die Rot stieg zum Himmel. Die Brandversicherungen machten Krach und man veranstaltete mit Genehmigung der Behörden eine Lotterie zum Wohle der freiwilligen Feuerwehr von Frigidenau. Der gesamte Reinerlös floß der Feuerwehr zu.

Nach vier Wochen kam ein Kontrollbeamter. Er besah sich erstaunt die immer noch verstopfte Spritze, die zerrissenen Schläuche, die leeren Leitern und den halben Pumpenschwengel.

„Manu?“ sagte er, „haben Sie denn nicht eine ganz nette Summe bekommen?“

„A freili — döz scho...“

„Was haben Sie denn dann mit dem Geld gemacht?“

Da grinste der freiwillige Feuerwehrhauptmann über das ganze Gesicht und sagte:

„A neuwe Fahne ham mir uns kauft...!“

**Autokritik.** Schmidt betrachtet mit kritischen Blicken das Auto seines Freundes: „Wie viel hast du dafür gegeben?“ fragt er ihn. — Der Freund zuckt die Achseln und bemerkt: „Ich habe den Wagen als Pfand für 3000 Mark bekommen.“ Schmidt (nach nochmaliger Prüfung): „Besteht eigentlich Aussicht zu den übrigen 2950 Mark zu kommen?“



Wenn die jungen Eltern auch mal ausgehen wollen („Söndagsnisse“)

**Das Ebenbild.** Der Buchhalter hatte gerade 25 Jahre treuen Dienstes hinter sich. Am Ende des großen Tages überreicht ihm der Chef einen Umschlag mit der Aufschrift: „Zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag.“ — Der Buchhalter öffnet den Umschlag und findet darin eine Photographie seines Chefs. „Was sagen Sie dazu?“ fragte dieser den Jubilar. — „Es sieht Ihnen ähnlich“, war die etwas zweideutige Antwort.

**Jäger.** „Sechs Jahre gehe ich nun schon auf die Jagd, heute endlich bringe ich einen Sechzehnder mit.“ — „Hast du ihn geschossen?“ — „Nein, wir haben ihn überfahren, als wir mit dem Wagen zurückfuhren.“

**Für alle Fälle.** „Franz, verjuchtsweise übergebe ich Ihnen hiemit die Portokasse. Falls Sie über irgend etwas im unklaren sind: das Strafgesetzbuch steht auf dem Bücherregal!“

**Tagebuch auf hoher See.** Eine junge Dame befindet sich auf einem Riviera-Dampfer. In ihr Ferienbuch schreibt sie folgende Notizen: 20. August: Der Himmel blickt freundlich auf mich herab! Der Kapitän auch. — 21. August: Das Wetter wird stürmisch! Der Kapitän auch! — 22. August: Der Kapitän hat mir eine Liebeserklärung gemacht Ich bleibe ledig! — 23. August: Der Kapitän schwört, daß er das Schiff mit Mann und Maus in die Luft sprengt, wenn ich ihn nicht erhöre! Ich bleibe standhaft! — 24. August: Nichts! — 25. August: Habe 761 Personen das Leben gerettet...!

**Zeiten sind das!** Vor einer Trafik steht ein alter Mann und studiert die fettgedruckten Titelzeilen der aufgehängten Zeitungen. Fast überall lautet die Ueberschrift: „Affinierter Juwelendieb gesucht!“ — „Zeiten sind das!“ brummt der Alte, „wie i jung war, hätt man si gwiß nit traut, solche Stellungen in der Zeitung anzubieten.“

**Bsch.** Edith hat eine Verabredung mit Herrn Flirt. Edith kommt zu spät. Herr Flirt fragt: „Ist deine Uhr nachgegangen?“ — Edith sagt: „Nein, mein Vater.“

**Gemütsmensch.** Pfarrer zu einem der Bewohner seiner Gemeinde, der ihm in bewegten Worten sein Leid geklagt hat: „Gewiß, Herr Neumann, es geht Ihnen schlecht, aber andere Leute haben noch viel mehr zu tragen. Sehen Sie z. B. auf Herrn Müller, der hat jetzt gerade seine Frau verloren.“ — Neumann: „Ja, davon habe ich doch aber nichts. Ich bin nicht Müller.“

**Scharf beobachtet.** Eine Frau erwartet ungeduldig ihren Mann, den sie im Gasthaus weiß. Endlich sagt sie zu ihrem Jungen: „Geh, schau einmal hinaus auf die Straße, ob dein Vater schon kommt!“ — Nach einigen Minuten kommt der Bub melden: „Mutter, der Vater kommt!“ — „Auf welcher Seite der Straße?“ fragt besorgt die Frau. — „Auf beiden Seiten.“